



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dem Schlosse zu, aber wandte beim Gehen den Kopf nach rückwärts, als ob ihre Augen einer andern Macht gehorchten als ihre Füße. Dann blieb sie stehen und sah ihm nach. Er ging ruhig seines Weges und spielte mit einem Zweige, den er von einem Azaleenstrauche abgebrochen hatte. Sie verfolgte mit langem Blick seine schlanke Figur, deren leichten Gang sie auch in weiter Entfernung unter vielen andern erkannt haben würde, und sah ihn auf dem gewundenen Wege dem Orte zuschreiten, wo er seinen Todfeind finden sollte.

Netzt raffte sie mit krampfhafter Hand die seidene Schleppe empor und trat vom Wege seitwärts in das Bosket. Zwischen den Farnkräutern hin, längs der Sträucher, welche den Weg einfaßten, schlich sie dem Gebäude zu, aus welchem die Schüsse erschallten, und dann lauschte sie, in die dichten Zweige einer jungen Kiefer gedrückt, einen Steinwurf von dem Pavillon entfernt, mit vorgestrecktem Halse auf das, was sich dort ereignen würde. (Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes von Theodor Fontane. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1883.

Die neueste literarische Leistung Fontanes stellt sich nach jeder Richtung hin als eine ungewöhnliche und im ganzen schwer zu charakterisierende Erzählung dar. Sie hinterläßt den Eindruck, als ob sie eine vorzügliche Episode zu Wilibald Alexis' bedeutenden historischem Romane „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ abgegeben hätte. Wie dieser spielt sie in der letzten Zeit vor der verhängnisvollen Katastrophe von Jena, sie beginnt im Frühling von 1806 und endet im Hochsommer desselben Jahres, also vor dem Kriege und vor der Niederlage, mit dem freiwilligen Tode des Helden. Dieser Herr Schach von Wuthenow, märkischer Gutsbesitzer und Rittmeister in dem glänzenden Kürassierregiment „Gensdarmes,“ dessen Offiziere als die tollkühnsten Reiter, die tollkühnsten Cour- und Schuldenmacher der Armee, zugleich als die brüsktesten und anmaßendsten Junker im Sinne der altpreussischen Tradition galten, wird uns in der wunderlichen Berliner Geselligkeit der Zeit vorgeführt. Er gehört zu den Lieblingen des Prinzen Louis Ferdinand, jedenfalls zu den Anhängern der damaligen Kriegspartei, und ist des guten und ehrlichen Glaubens voll, daß die Fredericianische Armee unbesiegbar sei. Doch haben seine politischen Anschauungen sowie seine militärischen „Meriten“ für die von Fontane erzählte Geschichte keine Wichtigkeit. Schach von Wuthenow ist durchaus, was man eine problematische Natur nennt. Ein stattlicher und schöner Mann, den vierzig bereits nahe, ist er in gewissen Hauptfragen des Lebens so merkwürdig unweis geblieben, daß er sein Wohl und Wehe von der Bewunderung und dem Neid abhängig macht, welche er im großen Publikum erregt. Er hat in ungewöhnlichem Maße das Bedürfnis des Scheins und Glanzes. Er ist, wie ihn nachher seine Witwe beurteilt, nicht auf ein großes, aber durchaus auf ein solches Leben angelegt, das ihm als groß erscheint, durchaus „befähigt, innerhalb engezogener Kreise zu glänzen und zu herrschen.“ Er ist „wie dazu bestimmt, der Halbgott eines prinziplichen Hofes zu sein, und würde diese Bestimmung nicht bloß zu seiner persönlichen Freude, sondern auch zum Glück und Segen andrer, ja vieler andrer erfüllt haben.“

Inbess'n Rittmeister Schach von Wuthenow kommt zu alledem nicht. Das Haus, das er in Berlin am liebsten besucht, ist das der Frau Josephine von

Carayon, wo ihn eine schöne Mutter und eine anmutige, aber leider von den verhängnisvollen Blatternarben ihrer frischesten Schönheit beraubte Tochter wechselseitig anziehen. Er attachirte sich an die Carayons, ohne eine Heirat zu beabsichtigen, der Gedanke an die Ehe hat für einen Mann seines Schlages überhaupt etwas peinliches. Die Mutter, zu welcher er, wie das im zwölften Kapitel (S. 134) enthaltene Gespräch verrät, unzweifelhaft in sehr intime Beziehungen geraten ist, verlangt von Herrn von Schach auch gar nicht geheiratet zu werden. Aber in einer schwachen Stunde findet er die Tochter Victoire von Carayon doch auch charmant und unwiderstehlich und überläßt sich dieser Empfindung in rückhaltlosester Weise. Die geheime Leidenschaft, welche Fräulein Victoire für den gefährlich schönen Mann empfindet, macht ihre Schwachheit begreiflich. Die wunderliche Schäferstunde hat Folgen, Frau von Carayon sieht sich genötigt, von Schach die „Legitimisirung des Geschehenen“ zu fordern. Im ersten Augenblick fühlt der Rittmeister, was seine Pflicht ist, im zweiten stellen sich ihm Schrecknisse dar, die freilich nur für ihn Schrecknisse sind. Die Berliner Medisance verbreitet Karikaturen auf ihn, er flieht in die Einsamkeit seines märkischen Schlosses. Die düstern Reflexionen, welche er hier anstellt, machen ihn ungeneigter als je, sein verpändertes Wort einzulösen und Victoire von Carayon zu heiraten. „Jetzt bin ich zwölf Stunden hier und mir ist, als wären es zwölf Jahre. . . Wie wird es sein? Alltags die Kneepchen und Sonntags Dienengräber oder der Madenslebenche, was keinen Unterschied macht. Einer wie der andre. Gute Leute, versteht sich, alle gut. . . Und dann gehe ich mit Victoire durch den Garten und aus dem Park auf die Wiese, die wir vom Schloß aus immer und ewig und ewig und immer sehn und auf der der Ampfer und die Kamukeln blühen. Und dazwischen spazieren die Störche. Vielleicht sind wir allein; aber vielleicht läuft auch ein kleiner Dreijähriger neben uns her und singt in einem fort: »Adebaar du bester bring mir eine Schwester.« Und meine Schloßherrin erröthet und wünscht sich das Schwesterchen auch. Und endlich sind elf Jahre herum und wir halten an der ersten Station, an der »ersten Station,« die »stroherne Hochzeit« heißt. Ein sonderbares Wort. Und dann ist auch allmählich die Zeit da, sich malen zu lassen für die Galerie. Denn wir dürfen doch am Ende nicht fehlen! Und zwischen die Generale rücke ich dann als Rittmeister ein und zwischen die schönen Frauen kommt Victoire. Vorher aber habe ich eine Konferenz mit dem Maler und sage ihm: »Ich rechne darauf, daß Sie den Ausdruck zu treffen wissen. Die Seele macht ähnlich.« Oder soll ich ihm geradezu sagen: »Machen Sie's gnädig? Mein nein!« — Unter dem Gewicht solcher Befürchtungen versteckt Schach von Wuthenow seinen Kopf in den Sand und Frau von Carayon wendet sich, zum äußersten getrieben, in einer Audienz, die ihr der Generaladjutant von Köckeritz verschafft, an den König. Friedrich Wilhelm III. bescheidet seinen Rittmeister und läßt ihm die Wahl, den Dienst zu quittiren oder Fräulein von Carayon zu heiraten. Der knappen und gutherzigen Mahnung des Königs fügt Königin Louise noch liebenswürdige Ermuthigungen hinzu. Aber der Offizier vom Regiment Gensdarmes ist bereits entschlossen. Er gehorcht dem Befehl des Königs und genügt seiner Natur zugleich. Er läßt sich mit Fräulein Victoire trauen, hält das Hochzeitsdiner mit gutem Anstand aus und fährt darnach in seine Wohnung, um sich zur Hochzeitsreise vorzubereiten, wie seine junge Gemahlin und Schwiegermutter meinen, in Wahrheit, um sich in seinem Wagen zu erschießen. Ganz Berlin bleibt mit dem Rätsel zurück, ob Herr von Schach sich über das Schwanken seiner Neigung zwischen Mutter und Tochter nicht habe hinweghelfen können oder ob ihn die Verzweiflung, eine nicht schöne Frau neben sich herschleppen zu müssen, aus dem Leben getrieben habe.

Wir haben bei einer Geschichte, die interessante Situationen und lebendige Zeitbilder enthält, nicht nach der „Moral“ in dem platten, landläufigen Sinne zu fragen. Allein der Frage nach dem bewegenden Moment, nach der Seele dieser Erzählung können wir uns doch nicht entschlagen. Meint der Verfasser, daß in der Erscheinung seines Helden irgend etwas vorhanden sei, was unter allen Umständen interessiren und fesseln müsse, legt er der Erzählung einen poetischen oder einen rein kulturhistorischen Wert bei? Stellt Schach von Wuthenow bloß ein unerfreuliches Original vor, zu dessen Zeichnung die Forderung der „Neuheit“ um jeden Preis einen Autor wohl verführen kann, dessen Widerwille gegen Trivialität und hergebrachte Redensarten stärker ist als seine Empfindung für das poetisch Ergreifende und künstlerisch Gesunde? Innerhalb des Rahmens einer großen Lebensdarstellung könnte auch eine Episode wie die des Rittmeisters vom Regiment Gensdarmes ihr poetisches Recht haben. In voller Selbständigkeit, wie sie erscheint, muß sie sich an eine andre Art der Teilnahme wenden, als an die Sympathie von Menschen, die mit einem Stück Schicksal, mit einem Charakter jene geheimnisvolle Verwandtschaft spüren, welche die tiefste und beste Wirkung aller Poesie ist. Wer sich nicht mit dem bloß Charakteristischen begnügen und für jene Vorzüge erwärmen kann, die aus der Einwirkung genauer Lokal- und Detailstudien auf die poetische Darstellung hervorgehen, der wird von Fontanes neuester Erzählung kaum völlig befriedigt werden. Gleichwohl sind diese Vorzüge nicht gering. Der Zeit- und Lokalhintergrund ist vortrefflich gezeichnet, das frivole, genießende, räsonnirende und sentimentalisirende Berlin des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts lebt in den Gestalten und einzelnen Abenteuern des kleinen Buches auf, der erste Abend im Salon der Frau von Carayon und bei Sala Tarone, die Zusammenkunft der Offiziere vom Regiment Gensdarmes und die berühmte Schlittenfahrt, mit welcher Zacharias Werners „Weihe der Kraft“ parodirt ward, die Audienz der Frau von Carayon in Pareß sind Genrebilder ersten Ranges. Der Dialog trifft den Ton der einzelnen Gesellschaftskreise, in die wir geführt werden, mit vollkommener Leichtigkeit, die Anmut, mit welcher der Autor über gewisse verfängliche Momente seiner Geschichte hinwegzukommen versteht, darf nicht unterschätzt werden.

In den historischen Erinnerungen, welche „Schach von Wuthenow“ auffrischt, verrät sich überall der feine Kenner brandenburgischer und Berlinischer Überlieferungen. Ein paar kleine Irrtümer laufen freilich doch unter. S. 32 will der Buchhändler Daniel Sander im April 1806 vor drei Tagen in der Haude- und Spenerischen Zeitung gelesen haben, daß der Kaiser von Brasilien den heiligen Antonius zum Oberstleutnant befördert habe, während ein Kaisertum Brasilien erst seit 1822 existirt. S. 178 sagt Frau von Carayon in ihrer Entrüstung: „Schach ist ein blauer Rock mit einem roten Kragen.“ Wenn wir einer gleichzeitigen schön kolorirten „Geschichte und Vorstellung der königlich preussischen Regimenter“ trauen dürfen, ist wenigstens Fontanes Rittmeister von den Gensdarmes ein roter Rock mit reicher Goldstickerei, doch mag Frau Josephine an die Schachs im allgemeinen denken. Übrigens legen wir herzlich wenig Gewicht auf solche Dinge, viel größeres auf den Gesamtgeist, der durch eine poetische Produktion hindurchgeht. Und da möchten wir bei allem Respekt vor der Bildung, der Feinheit und der sicheren Hand, welche sich auch in dieser Erzählung Fontanes kundgeben, dem trefflichen Dichter doch frischere Stoffe und Freude an andern Lebenserscheinungen wünschen, als den in „Schach von Wuthenow“ heraufbeschwornen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.